



2007/02 Dossier

<https://jungle.world/artikel/2007/02/kein-soll-mehr-und-kein-haben>

Kein Soll mehr und kein Haben

Von **rudolf lorenzen**

Die Geschichte vom jungen Mohwinkel. Eine Erzählung von Rudolf Lorenzen

»Das ist dein Platz«, sagte der Lehrling, »der rechte Auszug ist für dein Butterbrot.« Dann ging er fort, ohne sich umzusehen. Er wusste, dass der Neue zuerst mit dem Drehschemel spielen und dann alle Auszüge des Stehpults öffnen würde.

Das taten alle neuen Lehrlinge am ersten Tag.

Robert spielte mit dem Drehschemel, dann sah er in die Schubladen des Pults. Alte Schreibstifte lagen darin und Papiere, auf denen Bill of Loading stand.

Dazu der Staub. Roberts Hände wurden stumpf, als er die Frachtbriefe anfasste.

Kurz vor acht erschienen nach und nach die Angestellten, es waren über fünfzig. »Du bist also der junge Mohwinkel«, sagte der Abteilungsleiter der Schweden-Fahrt, der Robert zugeteilt war, »so, so ...«, und nach einer Weile: »Na ja, denn ...«

Einige Minuten nach Dienstbeginn kamen die Prokuristen. Sie saßen an der Stirnwand der Bürohalle in Glaskästen.

Robert gab allen die Hand und sagte »Mohwinkel«. Dann setzte er sich auf seinen Drehschemel und wartete. Niemand hatte nach seinen Schulzeugnissen gefragt, und das war gut so, denn sie alle waren kaum mittelmäßig. Die letzten Zensuren waren für den alten Mohwinkel ein Wink, seinen Sohn vorzeitig vom Gymnasium zu nehmen. Er hatte nicht nur in den Lateinstunden zu viel geschlafen.

Der ältere Lehrling kam zurück und wies Robert die Arbeit zu: »Jeden Morgen sind die Bleistifte des Seniorchefs, des Juniorchefs, der drei Prokuristen und deines Abteilungsleiters zu spitzen. Die Angestellten spitzen ihre Stifte selber. Um zehn Uhr kochst du für die Schweden-Fahrt Kaffee, zwei Lot auf eine Kanne, nur für Herrn Kramer eine Bouillon. Verwechsle nur nicht seine Bouillontasse mit den Kaffeetassen der anderen.«

»Danach sind Frachtbriefe zu stempeln. Die nennt man Konnossemente. Um ein Uhr musst du für diejenigen, die in der Mittagszeit durcharbeiten, Essen einkaufen. Nachmittags ist Ablage zu machen.«

»Um Sechs meldest du dich beim Botenmeister, um ihm beim Postversand zu helfen.«

Robert tat alles, was ihm aufgetragen wurde. Er war sich klar darüber, wie wichtig all diese Arbeiten waren. Hätte er etwa den Kaffee nicht pünktlich zu zehn Uhr gekocht, wäre vielleicht die ganze Schweden-Fahrt durcheinandergeraten, und wer weiß, ob der Dampfer »Helsingland« um sechzehn Uhr nach Malmö pünktlich würde abgehen können.

Zum erstenmal in seinem Leben erkannte Robert, dass auf ihm eine Verantwortung ruhte.

Abends erzählte er seinen Eltern, dass er Kaffee gekocht, Brötchen geholt und Briefumschläge zugeklebt hatte. Er war stolz auf seine Arbeit, doch seine Mutter erwiderte nur: »Ja, ja, Lehrjahre sind keine Herrenjahre«, und sein Vater setzte hinzu: »Robert wird es schon schaffen.«

Er glaubte nicht daran, dass sein Sohn die Lehre durchstehen würde. Deshalb sagte er noch einmal: »Robert wird es schon schaffen.«

*

Nach einem Jahr hatte Robert Mohwinkel einen neuen Lehrling anzuweisen, wann Kaffee zu kochen und welche Bleistifte täglich anzuspitzen waren. »Meinen Stift«, sagte er zum Schluss, »spitze ich mir selbst an. Halte dich damit nicht auf.«

Er verließ im zweiten Lehrjahr pünktlich um halb sieben das Büro, meist noch mit einer letzten Anordnung an den jüngeren Lehrling, etwa: »Morgen lädt Dampfer Lumme nach Göteborg. Denke daran, dass die Tallyscheine rechtzeitig bei mir auf dem Pult liegen. Guten Abend!«

Danach ging Robert Mohwinkel in die Tanzschule.

Er ging jede Woche zweimal zum Tanzen, einmal zum Training, einmal in den Club. Er trug das Haar lang mit Pomade und seinen dunklen Anzug bereits am Vormittag im Büro. Sein Auftreten wurde immer leiser.

»Mohrchen ist ein Tangojüngling«, meinte der Abteilungsleiter, setzte aber, um den jungen Mohwinkel nicht zu beleidigen, schnell hinzu: »Wir alle finden, dass der Kaffee längst nicht mehr so ist wie früher, als Mohrchen ihn kochte.«

In diesem Augenblick erkannte sich Robert Mohwinkel als letzten Vertreter einer guten soliden Zeit und wusste, dass alles nach ihm nichts mehr taugen würde. Nie hatte er die Bouillontasse mit den Kaffeetassen verwechselt, hatte keinen Bleistift seiner Vorgesetzten zu spitzen vergessen, und auch seine Ablage war stets ohne Fehler.

Bei den neuen Lehrlingen war man nie sicher.

In der Tanzschule wurden English-Waltz, Foxtrott, Tango und Slowfox geübt. Die Mädchen trugen weiße Kleider, zu den Bällen trugen sie Organdy.

Die Lehrlinge, die nach Robert kamen, warben nicht mehr um Mädchen in weißen Kleidern, sie waren laut, sie lärmten, viele von ihnen waren organisiert. Manchmal sagte einer zu Robert: »Ich mache heute abend mit meiner Gefolgschaft Heimabend. Kannst du für mich die Post machen?«

Dann machte Robert die Post.

Er kam verspätet in die Tanzschule und entschuldigte sich: »Ich hatte heute noch einen Kapitän zu empfangen. Herr Kramer ist krank.«

Nach den Clubabenden gingen die Tanzschüler in Tappes Gute Stuben. In der Bar war der junge Mohwinkel gut bekannt. Er duzte die Bardame, die ihn Bobby nannte. Dieses intime Verhältnis herzustellen, hatte bei ihm ein Jahr gedauert.

*

Im Frühjahr beschloss Robert, sich in Fräulein Ilse Meyerdierks, die seit einem dreiviertel Jahr seine Tanzstundendame war und mit der er schon zwei Turniere gewonnen hatte, zu verlieben. Denn Lehrlinge im dritten Jahr hatten eine Freundin. Nach einem Clubabend sprach er beiläufig seine Partnerin an: »Was wollen wir heute noch bei Tappe? Mal bekommt man das ewige Nachtleben satt. Ich bringe Sie auch nach Haus.«

An der Gartentür küsste er Fräulein Meyerdierks, und als sie sich darauf beim Trainingsabend wiedertrafen, sagten sie »du« zueinander. Wieder an der Gartentür angekommen, küsstest sie sich abermals, und Robert begann, die Oberfläche eines weiblichen Körpers mit der Hand zu erforschen. Als er eine Woche später seine Studien auch unter dem Kleid fortsetzte und Ilse Meyerdierks ihm das nicht verwehrte, beeindruckte ihn das Erlebnis so stark, dass er fortan im Büro nicht mehr über Weiber sprach.

Wenn einer sagte: »Hast du die Lisa gesehen, toller Busen, was?«, sah Robert nur vor sich hin, er hatte einen Busen schon berührt, er war allen voraus.

Zu Hause erzählte er nur wenig. »Ob er die Lehrzeit wohl schafft?«, fragte seine Mutter, darauf antwortete sein Vater: »Herr Christiansen ist sehr zufrieden mit ihm.«

Bald darauf wurde Robert aus der Schweden-Fahrt herausgenommen und einem Prokuristen unterstellt, der die Trampfahrt bearbeitete. Der Prokurist redete ihn mit »Herr Mohwinkel« an und brachte ihm bei, Charterverträge auszustellen, die mehrseitig und in Englisch waren.

Abends im Tanzclub erwähnte Robert beiläufig zu einem Lehrling in der Baumwolle: »Hatte heute eine Partie Stabeisen für Valparaiso. Lud ein paar Kolli für Antofagasta bei. Käppen Dierks hat das Schiff. War mit ihm essen, in den Bürgerstuben.«

*

Eines Tages hörten die Charterpartien nach Valparaiso auf. Es hörte überhaupt alles auf, was über die Nordsee ging. Nur die Schweden-Fahrt blieb noch. Alle anderen Angestellten rechneten ihren jeweils letzten Dampfer ab und meldeten den Saldo an die Buchhaltung zu einer Verrechnung nach dem Krieg.

Aus Thüringen, wo Robert Mohwinkel zum Panzerfunker ausgebildet wurde, schrieb er viele Briefe an Fräulein Ilse Meyerdierks. Nach einer gewissen Zeit trug er ihr die Verlobung an. Denn Lehrlinge, die ausgelernt hatten und Soldat wurden, verlobten sich. Ilse antwortete: »Bei deinem nächsten Urlaub sprechen wir darüber, wenn du meinst.«

Beide legten dies aus, wie sie wollten.

Zu einem Urlaub kam es vorerst nicht, dafür kam der Oberfunker Mohwinkel bis an die Wolga. In diesem Feldzug trug Robert keinerlei Verantwortung, deshalb beschäftigte er sich auch nicht sehr mit ihm. Die meiste Zeit spielte er Skat mit seinem Truppführer, der im Zivilberuf Justizinspektor war, und dem Kraftfahrer, einem Mechanikergesellen. Während er Dienst am

Funkgerät hatte, schrieb er seine Feldpost abwechselnd an seine Freundin und an seine Eltern.

Nach einiger Zeit kamen in der Heimat keine Briefe mehr an. Fräulein Ilse Meyerdierks war zunächst traurig, aber sie hielt diese Schicksalswende für die einfachste und natürlichste Lösung. In Tappes Gute Stuben sah man sie noch manchmal mit einem Matrosen, der aber schon Obermaat war.

Für Robert Mohwinkel war in Stalingrad der Feldzug zu Ende. Das Lager im südlichen Kasachstan, in das man ihn deportierte, schien ihm die konsequente und vernünftige Nachfolge dieses Krieges zu sein. Deshalb blieb diese Veränderung seines Lebens auch für ihn ohne Schrecken.

Er nahm keinen Anteil an den Geschehnissen, erachtete lediglich bei der Kohleförderung die Arbeit unter Tage als zu schwer für seine Konstitution. So ersann er einen Plan, seine Lage zu verbessern. Eine Krankheit, halb vorgetäuscht, halb wirklich, brachte ihn über einen Lazarettaufenthalt in eine Genesungsbaracke.

Hier spielte er Schach mit einem blinden Rumänen, bis man ihn in die Heimat entließ.

*

Als Robert nach Hause kam, sagte seine Mutter: »Ich habe dein Zimmer sauber gemacht und die ganze Zeit auf deine Anzüge aufgepasst, damit die Motten nicht hineinkommen.« Später beim Essen sah sie ihren Sohn an und fand endlich die Worte: »Du siehst ja aus wie zum Weinen. Was wird Herr Christiansen sagen, wenn er so ein Elend wie dich sieht?«

Der Vater setzte hinzu: »Der alte Christiansen ist tot, sein Sohn hat jetzt das Geschäft. Allein macht er etwas Binnenschiffahrt, alles andere läuft ja noch nicht wieder.«

Robert ging gleich am nächsten Morgen zu Herrn Christiansen, dem Sohn. Dort erfuhr er, dass die Firma gerade eben ein Schiff in Zeitcharter genommen habe und es nach Schweden einsetzen wolle.

»Na, denn ...«, meinte der Juniorchef, »Sie kommen im richtigen Augenblick. Die anderen sind ja noch nicht wieder zurück. Viele kommen dann wohl auch nicht mehr. Ja, ja, dieser Krieg ...« Und nach einer Weile: »Sie waren doch einmal in der Schweden-Fahrt zu Hause, Mohwinkel, oder?« Robert setzte sich an eins der Pulte, die man abgesägt und in niedrige Schreibtische verwandelt hatte. Auf den Tresen stellte er ein Schild: »Malmö - Göteborg - Hälsingborg /Ausgehend und einkommend.«

Abends ging er in die Tanzschule.

»Mein lieber Herr Mohwinkel«, empfing ihn die Tanzlehrerin, »in allen Kursen fehlen jetzt so viele Herren. Kommen Sie nur, wann immer Sie wollen. Aber wenn es kalt wird, muss jeder ein Brikett mitbringen.«

Robert steuerte sein Brikett bei und saß wieder Mädchen in weißen Kleidern und Organdy gegenüber. Man tanzte English-Waltz, Foxtrott, Tango und Slowfox.

Fräulein Ilse Meyerdierks war nicht mehr unter den Damen. Sie lebte auch nicht mehr in dieser Stadt. Der Obermaat von damals war nicht zurückgekommen. So reiste sie später einem

Jugoslawen nach, irgendwohin in ein Lager.

Hier sprach man nicht mehr über sie.

Als Robert sich beiläufig nach Fräulein Meyerdierks zu erkundigen versuchte, erwiderte die Tanzlehrerin: »Sehen Sie dort Fräulein Hoyer? Sie hat so schöne Augen.«

Robert tanzte mit Fräulein Trude Hoyer und fragte sie, ob sie mit ihm für das nächste Turnier trainieren wolle. Das Turnier gewannen sie nicht, aber nach dem Ball küsste Robert seine neue Tanzstundendame, und im Laufe der nächsten Zeit tat er alles, was er bereits bei Ilse Meyerdierks getan hatte.

Später verführte Trude Hoyer ihn auch zu mehr, und Robert fand, dass es wohl so sein müsse, weil er jetzt schon fünfundzwanzig war.

Trude Hoyer hatte zwar schöne Augen, das Abitur und eine gute Anstellung als Bibliothekarin, aber sie war nicht gerade hübsch. »Sie ist ein hübsches Mädchen«, sagte Roberts Mutter, und sein Vater setzte hinzu: »Die Hoyers sitzen gut im Tabak, schon seit 1830. Leider sind auch drei Söhne da, und alle aus dem Krieg zurück.«

*

Herr Christiansen hatte bald ein zweites Schiff für Schweden, aber ins Levante-Geschäft kam er vorerst nicht wieder. Dafür baute er neu die Frankreich-Fahrt auf und gewann die Westküste-Südamerika zurück.

Robert Mohwinkel bekam Handlungsvollmacht und einen Platz im Glaskasten. Bei den neuen Angestellten war er nicht sehr beliebt. Kleinigkeiten regten ihn auf, besonders alles, was heute anders war als früher. Niemand ging mehr morgens um Acht durch die Bürohalle und zählte, ob das Personal vollständig war. Die Lehrlinge hatten heute das Abitur, das gab es damals nicht.

Für die Postexpedition abends nach Dienstschluss musste zusätzlich eine Kraft eingestellt werden.

Eines Morgens im Büro erhielt Robert einen Anruf. Es war Ilse Meyerdierks. Sie tat, als hätte man sich gestern gerade verabschiedet und ein Telefongespräch für heute früh vereinbart.

»Ich arbeite wieder in Wolle«, sagte sie, »bei Mittenberg. Ich mache das Kontokorrent. Wie geht es dir?« Robert erwiderte: »Ich hatte gestern eine Ladung Schienen für Buenaventura. Seit einem Jahr mache ich die Westküste-Süd.«

Mehr sagten sie sich nicht. Sie trafen sich am Abend. Sie blieben auch die Nacht beisammen.

Als Robert am Wochenende bei den Hoyers zu Besuch war, berichtete er Trude: »Die Meyerdierks ist wieder hier. Mit ihr bekam ich zweimal den dritten Preis im Turnier der C-Klasse. Sie arbeitet in der Wolle, sie macht das Kontokorrent bei Mittenberg.«

Ilse Meyerdierks fragte er in der darauffolgenden Woche: »Kennst du die Firma Hoyer, Tabakmakler? Mit der Tochter versuchte ich mal, ein Turnier zu gewinnen. Aber es wurde nichts daraus. Sie hat das Abitur. Ich bin mit ihr so gut wie verlobt.«

Weder die eine noch die andere Frau erwiderten darauf etwas, aber beide blieben weiterhin mit Robert zusammen, Ilse Meyerdierks an den Wochentagen, Trude Hoyer an den Wochenenden.

*

Herr Christiansen merkte es zuerst. Bald merkten es auch die alten Mohwinkels, kurz darauf auch die Verlobte: Robert bekam ein nervöses Zucken im Gesicht, er trug den Kopf schief, und wenn er redete, wiederholte er sich so oft, dass bald alle im Büro über ihn lachten.

Auch Trude Hoyer amüsierte sich zuweilen über ihn und sagte: »Nimm dich zusammen!« Sie meinte es durchaus gut mit ihm, aber zu herzlichen Worten kam es zwischen ihnen nie. Der intimste Name, den Trude ihrem Verlobten gab, war: »Mein Dummchen.«

Sie äußerte es heiter und gedankenlos. Aber so eine Anrede gewinnt Bedeutung, wenn es eine Frau, die das Abitur hat, zu ihrem Verlobten sagt, der zwar Handlungsvollmacht hat, dennoch aber nur ein Kommis ist.

Robert Mohwinkel wurde klar, dass es unmodern geworden war, ein Kommis zu sein.

Trude Hoyer ließ ihn spüren, dass Robert ein Mensch ohne Bildung und ohne geistige Tiefe war. So fühlte er sich, als sei er mit dem Kopf gegen die Decke gestoßen. Der Aufprall demütigte und betäubte ihn. Ilse Meyerdierks dagegen gab ihm Halt, und ihm war, als schwämme er mit ihr in einem grünen Wasser niedrigen Lebens, in dem man nirgends anstieß.

Im Büro erkannte er, dass es niemandem mehr etwas bedeutete, zu dienen. Man kannte keinen Respekt mehr vor den Prokuristen und den Handlungsbevollmächtigten, vor den Waren, den Schiffen ...

Die Schiffe waren anonym und nicht mehr die eines Herrn Holmström, eines Herrn Classen, eines Herrn Christiansen. In seiner Lehrzeit einst hatte Robert zum Ziel, eines Tages Abteilungsleiter, später Handlungsbevollmächtigter, am Ende vielleicht Prokurist zu werden.

Nun, da es so weit war, galten derlei Karrieren nichts mehr. Das Oben und Unten folgte anderen Gesetzen, die Robert nicht zu entziffern vermochte.

Nur bei seiner alten Tanzstundenliebe fühlte er sich zuhause. Er verbrachte Nacht für Nacht mit ihr. Seine Verlobte erfuhr davon nichts.

So vergingen die Monate mit Ilse Meyerdierks und mit Trude Hoyer.

Aber das Leben zwischen den beiden Frauen bekam Robert schlecht. Seine Bedenkenlosigkeit erfüllte ihn anfangs noch mit Respekt vor sich selbst, dann aber kamen Gewissen und Furcht, und diese verwirrten ihn.

Im Büro verschlimmerte sich seine Nervosität. Jeder Angestellte tat, was er wollte, und Robert konnte es nicht verhindern. Wenn er anordnete: »Die Chassis nach Le Havre gehen als Decksladung«, fand er später in den Papieren die Chassis unter Deck verladen. Wenn er seine Abteilung belehrte: »Seit Vorkriegszeiten geht der Transit für La Paz über Arica«, gab man stillschweigend die Kolli einem Schiff mit, das in Antofagasta löschte.

Mohwinkels Sekretärin schrieb die Briefe anders, als er sie diktierte. Die Kapitäne wurden von einem vor kurzem eingestellten Kollegen, einem Herrn Winterberg, empfangen und zum Essen eingeladen. Der Neue hatte zwei Semester Jura studiert, er sprach Englisch, Französisch und ein wenig Spanisch.

Es ging das Gerede, dass Herr Christiansen ihm eines Tages die Teilhaberschaft antragen werde.

*

Robert Mohwinkels Fähigkeiten, insbesondere sein gründlicher Ordnungssinn, die der Seniorchef einst so gelobt hatte, verloren sich in immer kleinlicheren Anordnungen. Er bemängelte, dass die Stenotypistinnen beim Diktat ihre Blöcke nicht mehr so eng wie in alter sparsamer Zeit, ja, manchmal sogar doppelzeilig beschrifteten. Oder er sagte: »Ich kann Order-Konnossemente nur unterzeichnen, wenn ein Lehrling neben mir steht und ablöscht.«

Das Zucken in seinem Gesicht nahm zu.

Eines Tages entschloss sich Herr Christiansen, mit seinem Angestellten zu reden: »Mein lieber Herr Mohwinkel! Ich möchte Ihre Treue zu unserer Firma, Ihre Strebsamkeit und Ihren unermüdlichen Fleiß belohnen. Herr Vignon in Bordeaux wird in diesen Tagen sechzig Jahre alt. Da er weiterhin als Schiffsmakler die Interessen unseres Hauses in Frankreich vertreten möchte, empfahl ich ihm Ihre Hilfe.«

»Sie werden dort, mein lieber Mohwinkel, ein reiches Arbeitsgebiet vorfinden und sich eine bessere Position erobern können, als ich sie Ihnen jemals geben kann.«

Am Wochenende erklärte Robert seiner Verlobten, dass er nach Bordeaux reisen werde, um dort die Firma des Herrn Vignon zu übernehmen. In einigen Monaten werde er sie nachkommen lassen und sie heiraten. Trude Hoyer meinte dazu nur: »Ich empfehle dir für dein Französisch etwas mehr Grammatik.«

Ohne nennenswerten Abschied löste sich Robert Mohwinkel von allen, die ihn umgaben.

Wenig später reiste er ab, und Ilse Meyerdieks fuhr unbemerkt mit ihm. Sie hatte das Kontokorrent bei Mittenberg satt, und sie erhoffte sich viel von Bordeaux.

Auch Robert versprach sich erheblich mehr von seiner neuen Position. Leider bedurfte Herr Vignon seiner Hilfe nicht in dem erwarteten Maß, wie es Herr Christiansen versprochen hatte. Sein neuer Chef war zwar sechzig geworden, aber zu seiner Unterstützung standen ihm sein Sohn, zwei Prokuristen und drei Handlungsbevollmächtigte zur Seite. Robert musste es sich sogar gefallen lassen, dass ihm außer diesen auch noch ein Abteilungsleiter übergeordnet war.

Ihm wurden lediglich einfache Arbeiten anvertraut, etwa Konnossemente zu stempeln, Tallyscheine abzuhaken oder die Ab-lage zu machen – Aufgaben, die er schon als Lehrling zu erfüllen hatte.

Doch durfte der junge Mohwinkel darüber hinaus die Manifeste für die Deutschland-Fahrt auf einer Schreibmaschine mit breitem Wagen schreiben. Hauptsächlich dafür hatte Herr Vignon einen jungen Mann angefordert, der Deutsch sprach.

Robert verdiente in seiner neuen Stellung nicht viel. Mit Ilse Meyerdierks bewohnte er ein einfaches Zimmer. Abends suchten beide ein Lokal, wo sie tanzen konnten. Sie glitten in langen, weichen und fließenden Schritten über das Parkett und sahen sich dabei müde über die Schulter, wie sie es sich einst beim Turniertraining und im Tanzclub eingeübt hatten. Zur Musikbox wechselten sie vom English-Waltz zum Foxtrott, vom Tango zum Slowfox ...

Es machte ihnen nichts aus, dass die Franzosen über sie lachten.

An Fräulein Trude Hoyer schrieb Robert, dass die Geschäftsübernahme sich noch verzögere, man mit dem Nachkommen und mit dem Heiraten also noch warten müsse. Das schrieb er noch einige Male, dann hör-ten die Briefe auf.

Die letzte Antwort seiner Verlobten ließ Robert ungeöffnet.

*

Bei Herrn Vignon blieb er nicht lange. Er bewarb sich bei der Societé Buchet & Fils, einem Speditionsunternehmen, das ihn für eine Zweigniederlassung in Valence einstellte.

Dort wurde er am Güterbahnhof als Außenexpedient beschäftigt und hatte Sammelwaggons und Stückgut von und nach Lyon und Marseille abzufertigen.

Vom internationalen Seeverkehr war Robert abgeschnitten.

Da das Gehalt noch geringer war als in Bordeaux, suchte sich Ilse Meyerdierks eine Halbtagsstelle in der Marmeladenfabrik von Valence. Nach Feierabend kochte und wusch sie für Robert.

Tanzen konnte man hier in der Provinzstadt nur an Samstagen, und wenn beide in langen müden Schritten über die Dielen glitten, lachten die Franzosen über sie.

Eine Verbindung zur Heimatstadt gab es nicht mehr. Seit dem Tod der alten Mohwinkels sprach man dort weder über Robert noch über dieses Fräulein Meyerdierks.

Robert ertrug das Leben ohne Hafen und ohne Schiffe nicht lange. Er wandte sich an die Lagerhausgesellschaft in Marseille und bat, man möge ihn irgendwo am Hafen für irgendetwas verwenden. Er wurde eingestellt. Fortan stand er am Kai des Bassin du Lazaret, um Güter, die in die Häfen der Welt verladen, und Güter, die aus ihnen kommend gelöscht wurden, auf Tallyscheinen abzustreichen.

*

Über Jahre versah Robert diese Arbeit. Mit Ilse Meyerdierks bewohnte er ein schlicht möbliertes Zimmer in der Rue de Forbin. Sie lebten mit den Hafentarifarbeitern von Marseille, an manchen Abenden tanzten sie in einem kleinen Lokal - jetzt auch ohne Musik.

Die Franzosen hatten es längst aufgegeben, über sie zu lachen.

Die Lagerhausgesellschaft beschäftigte diesen Mohwinkel gern an den Kais, an denen die deutschen Schiffe anlegten, denn er sprach Deutsch und erleichterte die Verständigung zwischen den einheimischen Vorarbeitern und dem deutschen Schiffspersonal.

So kam es, dass eines Tages der alte Kapitän Dierks Herr Christiansen junior berichten konnte, er habe auf seiner letzten Reise, als er in Marseille am Schuppen C Stückgut löschte, einen Tallymann gesehen, der mit seiner Mannschaft Deutsch sprach.

»Erst wußte ich nicht, woher ich ihn kenne«, erzählte der Kapitän, »aber dann sah ich, es war der junge Mohwinkel, der Lehrling aus Ihrem Büro von früher, als Ihr Herr Vater noch Chef der Firma war. Damals hatten wir Stabeisen für Valparaiso geladen, er machte den Chartervertrag, und dann gingen wir beide zum Essen in die Bürgerstuben. Da trug er noch einen dunklen Anzug, und jetzt sah ich ihn mit einer Schirmmütze und in einem geflickten Pullover.«

»Ich sprach ihn an, war natürlich nett zu ihm, und wir tranken in meiner Kajüte noch einen Schnaps zusammen. Er aber sagte keinen Ton und hielt nur den Kopf schief.«

»Erst dachte ich, das sei nicht mehr der junge Mohwinkel, aber dann sagte ich mir: Das ist er noch immer.«

Herrn Christiansen langweilte das Gespräch. Erst nach einer Weile erwiderte er: »Mohwinkel? ... Ach ja, dieser Mohwinkel! ... Mein Vater hielt mal eine Menge von ihm. Ich habe ihn dann später irgendwie, wer weiß wohin, vermittelt. Da konnte er sich verbessern.«

»Mittags ging ich an Land«, fuhr der Kapitän fort, »da sah ich ihn noch einmal. Neben ihm stand eine Frau, die hatte ihm Essen gebracht und wartete nun, um das leere Kochgeschirr wieder mitzunehmen. Es war eine einfache Frau, sie hatte ein breites Gesicht und rissige Lippen. Als ich von Bord ging, musste ich an ihm vorbei. Da tat er mir leid, und ich sagte zu ihm: Kommen Sie doch heute um sechs zum Essen zu mir in die Messe.«

»Abends hatte ich alles vorbereitet und dem Koch gesagt, er solle ein paar Büchsen mehr öffnen, aber dann erschien der junge Mohwinkel einfach nicht.«

»Ich wartete noch bis Sieben, aber er kam nicht.«

Später vergaß man den jungen Mohwinkel. Seine Spur war ausgelöscht in fremden Häfen, an fremden Kais, an fremden Schuppen. Er gab niemandem Anlass, sich seiner noch zu erinnern.

Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags aus: Rudolf Lorenzen: Kein Soll mehr und kein Haben. Erzählungen. Verbrecher Verlag, Berlin 2007. Ca. 200 S., 13 Euro. Das Buch erscheint dieser Tage.